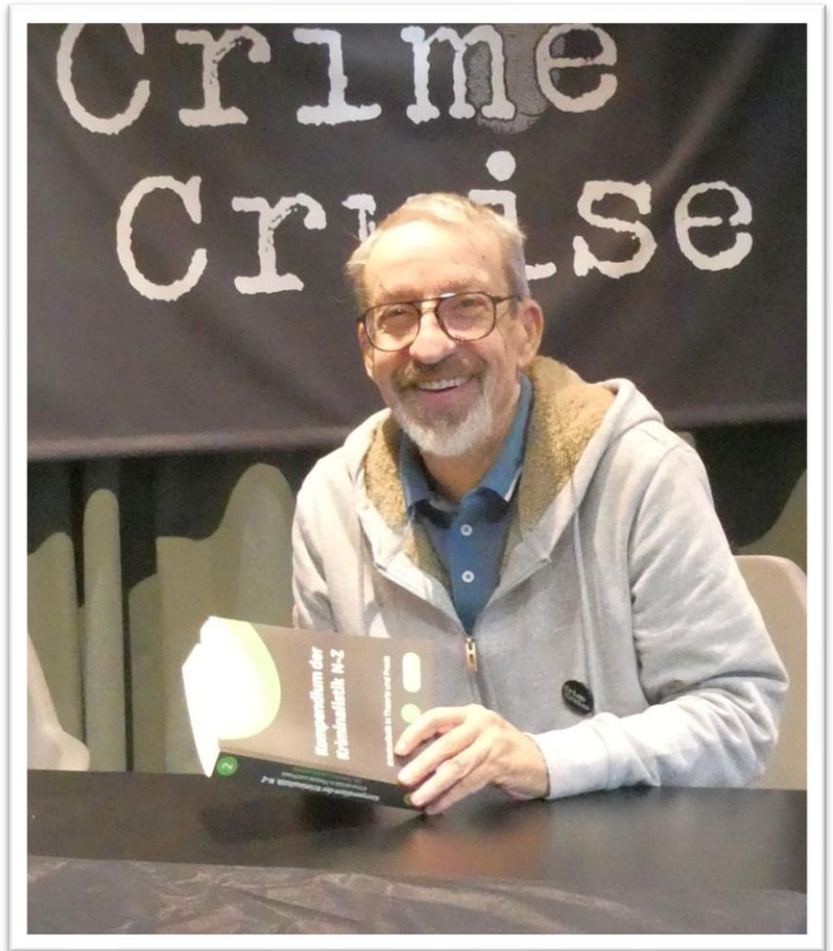


Er löst den Fall auf jeden Fall ...

Sachbuchautor Manfred Lukaschewski war viele Jahre Mordermittler. Sein Wissen gibt er in Büchern und Vorträgen weiter – Krimiautorinnen und -autoren zählen dabei zu seinen Stammgästen. Im Interview mit Gudrun Bendel und Sybille Baecker spricht er über die Arbeit als Ermittler und was ihn heute bei der Polizei ärgert.

Der Mann ist schlank, trägt einen Vollbart, spricht mit Berliner Schnauze und beim Erzählen funkelt in seinen Augen die Leidenschaft, die er für seinen Beruf noch immer hegt. Manfred Lukaschewski war viele Jahre Leiter einer Berliner Mordermittlungskommission. Heute ist der 70jährige Kriminalist Sachbuchautor und gefragter Redner zum Thema Mord und Totschlag. Seine Vorträge schmückt er gern mit Fotos aus – und er ist so freundlich, sein Publikum darauf hinzuweisen, dass diese nichts für schwache Nerven sind. Denn er hat Originalmaterial im Gepäck: Tatortfotos, Opferfotos und Aufnahmen aus der Rechtsmedizin.

Zum Interview treffen wir Manfred Lukaschewski online, von Monitor zu Monitor. Wir kennen uns bereits von seinen Vorträgen und sind beim „du“. Er sitzt in seinem Büro inmitten von – er hebt kurz den Daumen: »Pi mal Daumen 4.500 – 5.000 Büchern.«



Manfred Lukaschewski, © Sybille Baecker

Wie viele Krimis sind darunter?

»Nur wenige, so 30 - 40 Stück«, bedauert er. »Allesamt freundliche Dankesgaben von Schriftstellerinnen und Schriftstellern. Ich finde es schön, wenn man auf diese Art an mich denkt und Danke sagt, wenn ich bei der Recherche helfen konnte.«

Die meisten seiner Bücher sind Sach- und Fachbücher und Lexika. »Ich blättere unheimlich gerne in Lexika«, verrät er. »Und wenn mir ein Wort gefällt, bleibe ich hängen ...«

Derzeit aber stehen alle Lexika im Regal, Manfred Lukaschewski packt nämlich gerade seine Koffer, um an Bord der »Crime Cruise« zu gehen. Er wird den Passagieren während einer Tour auf der Versorgerfähre MS Norröna auf dem Nordatlantik aus seinem früheren Arbeitsalltag erzählen und ihnen die kriminalistische Ermittlungsarbeit nahe bringen. »Und die«, so der ehemalige Ermittler, »hat so rein gar nichts mit dem zu tun hat, was in Film und Fernsehen gezeigt wird.«

Wie bist du Kriminalist geworden?, fragen wir.

»Das war Zufall«, gibt er zu. »Ich habe in Rostock Physik studiert. Dort gab es in einem Stadtteil damals mehrere Straftaten und die Kripo in Rostock hat mich angesprochen.

Ich war 21, Student im 3. Semester und hatte viele Kontakte. Entfernt kannte ich den Anführer einer Jugendbande und intensivierte daraufhin den Kontakt. Ich wurde in die Gruppe integriert und konnte so helfen, die Straftaten aufzuklären.« Eigentlich hatte er Astrophysiker werden wollen, um die Umlaufbahnen von Planeten zu berechnen. Als er sein Diplom in der Tasche hatte, wurde er gefragt, ob er sich vorstellen könne, bei der Kripo zu arbeiten. Ja, das konnte er.

Und so ließ ihn eine Portion Abenteuerlust den Weg von Himmelskörpern zu kleineren Flugobjekten einschlagen. Er begann in der Kriminaltechnik, genauer in der Ballistik. »Die Wissenschaft von fliegenden Objekten. Das betrifft nicht nur Kugeln, sondern auch Pfeile und z.B. Schussgeräte für Fernschüsse«, führt er aus.

1979 bis 1983 studierte er an der Berliner Humboldt Universität Kriminalistik, erlangte sein Diplom und promovierte anschließend zum Dr. jur. Seine Doktorarbeit verfasste er über die Möglichkeiten an Leichen Fingerabdrücke zu nehmen. »Man kann nämlich noch z. B. nach dem Erwürgen Fingerabdrücke sichern und auswerten«, erklärt er.

Es schwingt persönliche Bitterkeit mit, wenn er bedauert, dass es die akademische Ausbildung zur Kriminalistik, die er damals durchlaufen hat, so nicht mehr gibt. »Das Fehlen der akademischen Ausbildung gereicht zum Nachteil der kriminalpolizeilichen Arbeit. Es geht viel Wissen verloren. Auch weil eine Generation jetzt abtritt, die sehr viel universelles Wissen hat.«

Eine solide Ausbildung ist die Grundlage für gute kriminalpolizeiliche Arbeit. »Die kriminalistische Arbeit darf nicht hinter der Administration zurückstehen«, fährt er fort. »Absolventen einer Polizeihochschule sollten eine Leiche schon mal gesehen haben und bei einer Autopsie dabei gewesen sein. Die Bestimmung der Todeszeit kann man nicht googeln.«

Heute wird hierfür immer ein Arzt gebraucht, der wiederum vielleicht noch nie einen Totenschein ausstellen musste. Bis die Rechtsmedizin dann das Gutach-

ten schickt, kann es Tage dauern. »Das sind aber Informationen, die man bei der beginnenden Ermittlungsarbeit dringend braucht«, konstatiert er.

Man hört ihm an, wie sehr ihn das Thema berührt: Manfred berlinert, wenn er emotional wird. Eigentlich ist er gebürtiger Altmärker, 1951 in einem kleinen Nest an der Elbe zur Welt gekommen, aber dann in Berlin bei den Großeltern aufgewachsen. Dort hat er »geliebt, gelitten, studiert, gelebt«, wie er sagt.

Das Pendeln zwischen der zerbombten Großstadt und dem kleinen Dorf zu den Eltern hat ihn geprägt. Ebenso wie das arbeiten und leben in den beiden politischen Systemen. »Es war auch Glück, in beiden Systemen zu arbeiten und die Unterschiede waren gar nicht so groß«, überlegt er. Auch die Gesetzgebung war weitestgehend vergleichbar. Natürlich gab es Unterschiede im Strafmaß. Aber: »Beiden Strafgesetzbüchern lag das Strafgesetzbuch von 1871 zugrunde. Und Mord«, betonte er ernst, »Mord wurde in beiden Staaten mit lebenslänglich bestraft.«

Manfred war ab 1984 Leiter einer Berliner Mordkommission. Zur Wendezeit war er Major der Kriminalpolizei im Osten und wurde nach der Öffnung der Mauer als Kriminalrat eingesetzt. »Im Grunde war es der gleiche Dienstgrad und ich habe die gleichen Fälle weiter bearbeitet.« Die größte Mordkommission, die er leitete, bestand aus knapp 60 Leuten.

Bis 1993 wurden die bestehenden festen Mordkommissionen im Großraum Berlin aufgelöst. Seither werden die Ermittler bei einem schweren Verbrechen aus verschiedenen Bereichen für den jeweiligen Fall zusammengezogen, was Manfred bedauert. »Bei einer festen Mordkommission weiß man, wer welche Fähigkeiten hat«, erklärt er. »Wenn die Leute für jeden Fall zusammengeholt werden, muss das Team erst einmal zusammenfinden.« Das kostet Zeit und nicht jeder wird seinen Fähigkeiten entsprechend eingesetzt.

Was unterscheidet reale polizeiliche Ermittlungsarbeit von der fiktionalen in der Film-, Fernseh- und Bücherwelt?

Er schmunzelt. »Das sind die Vernehmungen. Es muss eine ordentliche Belehrung gemacht werden. Wenn man dies nicht tut, sind die Informationen in der Hauptverhandlung nicht verwertbar. Und das muss gut vorbereitet werden.« Er verdeutlicht: »Eine Vernehmung, die acht Stunden dauert, benötigt auch circa acht Stunden Vorbereitung. Man muss höllisch aufpassen, keine Suggestivfragen zu stellen oder Fangfragen oder das implizierte Ergebnis vorwegzunehmen. Vernehmungen sind harte Arbeit.«

Was passiert, wenn die Ermittler*innen merken: Hier sitzt vielleicht sogar der Täter vor uns?

»Dann kippt die Zeugenvernehmung hin zur Beschuldigtenvernehmung«, so der Kriminalist. »Es muss dem Zeugen gesagt werden, dass er das Recht hat zur Verteidigung einen Anwalt hinzuzuziehen. So etwas darf nicht vergessen wer-

den.« Man kennt es aus manchen Gerichtskrimis: Schon so mancher Verfahrensfehler hat einen Dilettanten zum Vorteil gereicht ...

In der Fiktion taucht immer wieder mal der mitleidende Ermittler auf. Wie geht ein realer Mordermittler mit seiner Arbeit um?

»Man muss sehr schnell für sich realisieren, dass man professionell herangeht. Der Tod des Menschen und die Tat, darf man nicht an sich heranlassen«, erwidert er ernst. »Man darf sich nicht hinreißen lassen, oder gar mittrauern und mitleiden. Man muss professionell und sachlich vorgehen.

Der Auftrag zur Ermittlungsarbeit erfolgt vom Staatsanwalt.« Er räuspert sich: »Aber genauer gedacht, bekomme ich den Auftrag vom Opfer: Finde den, der mir das angetan hat. Ich bin dem Opfer verpflichtet – zur Rechenschaft.«

Kann man da überhaupt die Arbeit nach Feierabend hinter sich lassen?

»Natürlich kann man nicht abends um 17 Uhr nach Hause gehen und einen Schalter umlegen: Jetzt bin ich Privatperson. Das gelingt nicht. Wenn denn überhaupt mal um 17 Uhr Schluss war ...«

Immer lagen Zettel und Stift griffbereit neben seinem Bett. Um jeden Gedanken, den die Ruhe ihm brachte, festzuhalten. »Man schreckt schon mal nachts hoch, wenn einem im Dämmer Schlaf Fristen einfallen, die unbedingt eingehalten werden mussten. Aber es waren nie Alpträume.«

Der Ermittler, der aus Alpträumen hochschreckt – das kennen Krimifans aus Film und Literatur. Wie sieht es in der Realität aus?

»Ich habe meinen Leuten immer gesagt, wenn ihr davon träumt, wenn ihr Alpträume habt, seid so mutig und kommt zu mir. Ihr braucht dann mal eine Pause.«

Kam das vor?

»Ja, einer meiner Mitarbeiter, kam mal zu mir und meinte: Du Manne, ich mach alles für euch, Spurenauswertung, Zeugenbefragung, alles. Aber tut mir die Leiche vorher weg. Das«, so Manfred, »ist nicht mehr verhandelbar. Das muss man ernst nehmen und darauf reagieren.«

Er erzählt, dass er selbst zum Glück nie Alpträume hatte oder mit schweren Bedenken zur Arbeit ging. Obwohl die Staatsanwaltliche Leichenschau voraussetzt, dass man die Leiche begutachtet, was keine leichte Aufgabe ist.

»Besonders schwierig«, sagt er, »sind die Fälle mit Kindern. Wenn Eltern unter den Kolleginnen und Kollegen sind und Gedanken aufkommen wie: Das könnte meins sein.

Dann macht ein Anderer weiter.«

Wie ist es, wenn man mit den Ermittlungen im Dunkeln tappt?

»Eine Mordkommission tappt nicht im Dunkeln«, erwidert er.

»Ein Tötungsdelikt ist in 96 % der Fälle eine Beziehungstat. In irgendeiner Art standen Opfer und Täter in einer Beziehung. Sobald man weiß, wer das Opfer

ist, kann man ermitteln zu wem das Opfer Beziehungen gehabt hat. Und dann wird geschaut, welchen Nutzen diese aus dem Tod haben könnten. Da fallen schon etliche weg. Dann kommt die Frage nach den Alibis. Es folgen die Zeugenbefragungen, die Angaben werden überprüft. Wenn erforderlich werden Zeitdiagramme erstellt, vielleicht auch relevante Witterungsbedingungen überprüft, bis man den vermeintlichen Täter meist nach drei bis vier Tagen hat. Man arbeitet auf eine Täterschaft zu.«

Gilt das auch bei Serientätern?

»Das geht natürlich nicht in drei bis vier Tagen. Aber man geht in der gleichen Weise vor. Bis dann in der Regel ein zweiter Mord passiert – wenn es ein reisender Täter ist, womöglich in einer anderen Stadt, dann muss es sehr schnell gehen in der Zusammenarbeit. Es finden zentrale Lagebesprechungen statt, alle Fälle werden angerissen, der Modus operandi beschrieben, um Übereinstimmungen zu finden.«

Fiktive Ermittler stehen immer unter Druck – die Presse sitzt dem Staatsanwalt im Nacken. Ist das in der Realität auch so?

»Der Druck kommt nicht so sehr von der Presse, sondern aus der Bevölkerung«, erinnert sich Manfred. »Aber in den Pressekonferenzen können nur Plattheiten weitergegeben werden, bloß kein Täterwissen preisgeben! Wir denken dabei auch an die Angehörigen der Opfer.«

Manfred führte seine Berliner Mordkommission bis zu ihrer Auflösung 1993. Seine Karriere nahm durch den Mauerfall ein bitteres Ende. Sein hoher Dienstgrad in der DDR war nicht mehr mit dem Selbstverständnis des bundesrepublikanischen öffentlichen Dienstes vereinbar und er durfte nach Schließung der Mordkommission 1993 nicht mehr in seinem Beruf arbeiten.

»Nicht mehr zu arbeiten hat mich in ein tiefes Loch fallen lassen«, erklärt der sowohl in Ost als auch West erfolgreiche Ermittler.

Aber den Kopf hängen lassen, kam für ihn nicht in Frage. Er engagierte sich in der Jugendarbeit in Sachsen-Anhalt und arbeitete in der Leitung eines Vereins mit. Schließlich machte er in einem Alter, in dem andere an den Berufsausstieg denken, noch eine Ausbildung zum Luftsicherheitsassistenten und arbeitete am Flughafen Hannover.

Da spukte schon der Gedanke in seinem Kopf, seine Erfahrungen zu Papier zu bringen. In einem Urlaub begann er mit der Recherche für sein erstes Buch. Er reiste zu Polizei- Fachhochschulen, zu LKA und BKA. Das Resultat war ein Kompendium der Kriminalistik – ein Lexikon mit lehrbuchmäßigem Inhalt.

»Plötzlich kamen Anfragen«, erinnert er sich und lacht. »Aber nicht von Polizeischülern, sondern von Kriminalschriftstellern, davon viele Mörderische Schwestern.«

Es folgten zahlreiche weitere Bücher. »Man wird bekannt«, sagt er und klingt verwundert. »Da ist man auf einer Buchmesse und wird angesprochen.«

Die Gretchenfrage: Hast du Unterschiede zwischen Krimiautoren und Krimiautorinnen entdecken können?

Wie aus der Pistole geschossen antwortet der Sachbuchautor: »Autorinnen sind einfallsreicher!« (Diesmal ist es an uns, fröhlich zu schmunzeln!) »Tathergang, Tatmittel, da sind Krimiautorinnen erfinderischer und sachkundiger. Die Recherche bei Autorinnen sind sehr tiefgründig.«

Noch eine letzte Frage: Gibt es eine Frage bei deinen Vorträgen, die dir immer wieder gestellt wird?

Er nickt. »Es ist immer wieder diese Frage: Gibt es den perfekten Mord?«

Dann antworte jetzt hier und nie wieder muss jemand fragen, schlagen wir vor.

»Nein, den gibt es nicht!«, erklärt er mit Nachdruck. »Es ist lediglich die Nichtaufklärbarkeit eines Tötungsdeliktes gegeben, wenn ein Tötungsdelikt nicht bekannt wird, bzw. bekannt geworden ist. Dann ist das aber nicht ein perfekter Mord.« Der ehemalige Kriminalist seufzt. »Dann ist das geschlampt! Vom Arzt, vom Leichenbeschauer, da wurde dann ein Kreuz an der falschen Stelle gemacht.« Er hält kurz inne. »Es ist nie die Cleverness des Täters, sondern immer fehlerhafte Ermittlungsarbeit. Wir klären alle unsere Fälle auf!«

Zu den Mörderischen Schwestern kommt Manfred Lukaschewski immer gern. In der Berliner Regiogruppe ist er mittlerweile eine »Ehrenschwester« – oder doch eher ein »Ehrenbruder«. »Es ist ein herzliches Geben und Nehmen«, konstatiert Manfred. »Solange ihr meinen Rat brauchen könnt, bin ich bei euch immer wieder gerne zu Gast!«

Das Gespräch führten Sybille Baecker und Gudrun Bendel, Webredaktion der Mörderischen Schwestern.

Aktuelle Neuerscheinung:

Daktyloskopie: Eine Säule der Kriminaltechnik

Manfred Lukaschewski

ISBN 978-3-959495103

TB, 132 S., 15,00 €

